

## 8.

RÍO SALADO GEFIEL MIR SEHR – Flumen Salsum, wie der Ort bei den Römern hieß, heute El Maleh. Und er gefällt mir nach wie vor, ich kann mir kaum vorstellen, unter einem anderen Himmel alt zu werden oder fern der Geister, die ihn bevölkern, zu sterben. Río Salado war ein prachtvolles Kolonialdorf mit stattlichen Häusern und üppig begrünten Straßen. Der Platz, auf dem einst große Bälle stattfanden und wo die renommiertesten Musiker spielten, hatte seinen Steinfliesenteppich in nächster Nähe zum Rathaus entrollt. Hochstrebende Palmen rahmten ihn ein, die ein Band lampiongeschmückter Girlanden verband. Dort traten Aimé Barelli und Xavier Cugat mit seinem berühmten Chihuahua auf, der ihm stets vorwitzig aus der Tasche lugte, Jacques Hélian und Pérez Prado: legendäre Namen und Orchester, die Oran, die Hauptstadt Westalgeriens, sich trotz allem Weltstadtgehabe niemals leisten konnte. Río Salado trumpfte gerne auf, um die Prognosen Lügen zu strafen, die seinen Untergang auf ganzer Linie vorhergesagt hatten. Die herrschaftlichen Villen, die es mit keckem Eifer längs der Durchgangsstraße aufreichte, sollten dem Reisenden vor Augen führen, dass Angeberei eine Tugend ist, wenn sie Vorurteile entkräftet und die Mühen veranschaulicht, die es zu bewältigen gilt, um den Mond vom Himmel zu holen. In früheren Zeiten war hier nur trostlose Ödnis gewesen, nichts als Steine und Eidechsen. Nur selten verirrte sich einmal ein Hirte hierher, der gewiss kein zweites Mal seinen Fuß dorthin setzen würde, auf dieses

Gelände voll Dornengestrüpp und toter Flussarme, wo Hyänen und Wildschweine den Ton angaben – kurzum, ein Stück Erde, das Menschen wie Engel mieden und das die Pilger so hastig durchquerten, als wäre der Teufel hinter ihrer Seele her ... Dann hatten Herumtreiber und Vagabunden, größtenteils Spanier, die nicht mehr tiefer sinken konnten, ihr Auge auf diese rüdigige Gegend geworfen, die ein Abbild ihrer Misere war. Sie krepelten die Ärmel hoch und machten sich daran, die verwilderten Ebenen zu domestizieren. Sie setzten für jeden Mastixstrauch, den sie herausrissen, einen Rebstock in die Erde, schrieben jedem Stück Land, das sie vom Unkraut befreit hatten, die Umrisse eines Bauerngehöfts ein. Und Río Salado erwuchs aus diesem aberwitzigen Unternehmen wie das Grün, das auf dem Schlachtfeld keimt.

Gelassen thronte es inmitten seiner Weingärten und Kellereien – es mochte an die hundert zählen – und ließ sich genießen wie einer seiner Weine, während es zwischen zwei Lesen einer glückstrunkenen Zukunft harnte. Trotz eines eher kühlen Januars wehte unter seinem Himmel mit den Eischneewölkchen fortwährend eine Brise Sommer. Die Menschen verrichteten beschwingt ihre Arbeit und kamen bei Sonnenuntergang in der Kneipe auf ein Glas und ein wenig Tratsch zusammen; man konnte ihr Lachen oder ihre lautstarke Entrüstung meilenweit in der Umgebung hören.

»Du wirst dich hier wohl fühlen«, versprach mir mein Onkel, als er Germaine und mich an der Schwelle unseres neuen Zuhauses begrüßte.

Die Mehrheit der Einwohner von Río Salado waren Spanier und Juden, stolz darauf, jedes Gebäude eigenhändig errichtet und einem von den Tieren zerwühlten Boden einen Rebensaft entlockt zu haben, dem selbst die Götter des Olymp verfallen wären. Es waren angenehme, spontane und offene Menschen. Sie liebten es, sich gegenseitig irgendwelche Dinge zuzurufen, die Hände trichterförmig um den Mund gelegt. Man hätte meinen können, sie seien alle demselben Schmelztiegel entstiegen,

denn jeder schien alles über jeden zu wissen. Ganz anders als in Oran, wo man von einem Viertel ins andere wechselte im Gefühl, einen Zeitsprung zu machen oder gar den Planeten zu verlassen. In Río Salado herrschte eine Stimmung heiterer Ausgelassenheit, die sogar durch die Kirchenfenster drang, obwohl die Kirche ein wenig nach hinten versetzt rechts vom Rathaus stand, um die nächtlichen Feierer nicht zu stören.

Mein Onkel hatte sich nicht geirrt. Río Salado war der richtige Ort, um wieder zu sich selbst zu finden. Unser Haus erhob sich am Osthang des Dorfs inmitten eines prächtigen Gartens und mit einem Balkon, der auf ein Meer von Reben hinausging. Es war ein großes, luftiges Haus mit hohen Räumen im Erdgeschoss. Dort war eine Apotheke untergebracht, zu der eine mysteriöse Hinterstube voller Regale und Geheimschränke gehörte. Eine Wendeltreppe führte zu einem riesigen Salon im ersten Stock, an den drei Schlafzimmer und ein Badezimmer angrenzten. Das Bad war rundum gekachelte; es gab eine gusseiserne Badewanne mit bronzenen Löwentatzen. Und ich war sogleich in meinem Element, als ich mich auf die sonnenüberflutete Balustrade stützte und den Blick schweifen ließ, der, vom Flug eines Rebhuhns gebannt, kaum mehr zurückkehren mochte.

Ich war überglücklich. Ich, der ich mitten auf dem Land geboren war, entdeckte nach und nach all das wieder, was mir von früher her vertraut war, den Geruch der Feldarbeit, die Stille der Hügel. Ich spürte, wie mein bäuerliches Ich zu neuem Leben erwachte und war froh, dass meine städtische Kleidung meiner Seele nicht geschadet hatte. Die Stadt war nichts als Illusion gewesen, das Land verhieß dagegen wahre, sich stetig steigernde Empfindung – jeder Tagesanbruch erinnert an die Anfänge der Menschheit, jede Abenddämmerung ist wie der ewige Frieden. Ich schloss Río auf der Stelle ins Herz. Es hatte etwas von einem Ort himmlischer Gnade. Als wären in dieser Landschaft Götter und Titanen zur Ruhe gekommen. Alles wirkte so gelassen, wie von alten Dämonen befreit. Und wenn die Schakale nachts den Schlaf der Menschen störten, bekam

man fast Lust, ihnen in die Tiefe der Wälder zu folgen. Manchmal trat ich dann auf den Balkon hinaus und versuchte, ihre vorbeihuschenden Silhouetten im krausen Weinlaub zu erkennen. Selbstvergessen horchte ich Stunde um Stunde auf das leiseste Geräusch und versenkte mich in die Betrachtung des Mondes, den ich fast mit den Wimpern hätte streifen können.

... Und dann war da Émilie.

Als ich sie zum ersten Mal sah, saß sie in der Toreinfahrt unserer Apotheke, die Mantelkapuze tief ins Gesicht gezogen, und fingerte an den Schnürsenkeln ihrer Stiefeletten herum. Ein schönes kleines Mädchen mit furchtsamen Augen von mineralischer Schwärze. Ich hätte sie nur zu gern für einen vom Himmel gefallenen Engel gehalten, hätte ihre marmorblasse Miene nicht von einer heimtückischen Krankheit gezeugt.

»Guten Tag«, sprach ich sie an. »Kann ich dir helfen?«

»Ich warte auf meinen Vater«, antwortete sie und rutschte zur Seite, um mich durchzulassen.

»Du kannst drinnen warten. Es ist eiskalt auf der Straße.«  
Sie schüttelte den Kopf.

Einige Tage später kam sie wieder, diesmal in Begleitung eines Kolosses, der aus einem Hinkelstein herausgehauen zu sein schien. Das war ihr Vater. Er vertraute sie Germaine an und wartete drinnen vor dem Ladentisch, so aufrecht und undurchdringlich wie ein Leitpfosten. Germaine ging mit dem Mädchen ins Hinterzimmer und brachte sie ein paar Minuten später zu ihrem Vater zurück. Der Mann legte einen Geldschein auf den Tresen, nahm das Mädchen bei der Hand, und beide gingen sie auf die Straße hinaus.

»Was hast du mit ihr gemacht?«, fragte ich Germaine.

»Ich habe ihr eine Spritze gegeben ... wie jeden Mittwoch.«

»Hat sie eine schlimme Krankheit?«

»Das weiß nur Gott.«

Am nächsten Mittwoch lief ich besonders schnell von der Schule nach Hause, um sie ja nicht zu verpassen. Und da saß sie, auf der Bank gegenüber dem Ladentisch, auf dem sich Schach-

teln und Fläschchen türmten. Sie blätterte zerstreut in einem großen Buch.

»Was liest du denn da?«

»Ein Bilderbuch über Guadeloupe.«

»Was ist Guadeloupe?«

»Eine große französische Insel in der Karibik.«

Ich näherte mich ihr auf Zehenspitzen, um sie nicht zu belästigen. Sie wirkte so zart und verletzlich.

»Ich heiße Younes.«

»Und ich Émilie.«

»Ich werde in drei Wochen dreizehn.«

»Ich bin im letzten November neun geworden.«

»Bist du sehr krank?«

»Ist nicht so schlimm, aber es ist lästig.«

»Was hast du denn?«

»Ich weiß nicht. Im Krankenhaus wissen sie es auch nicht. Die Medizin, die sie mir verschrieben haben, wirkt nicht.«

Germaine kam und holte sie, um ihr die Spritze zu geben. Émilie ließ ihr Bilderbuch auf der Bank zurück. Auf der Kommode daneben stand ein Blumentopf. Ich knipste eine Rose ab und schob sie ins Buch, bevor ich auf mein Zimmer ging.

Als ich wieder nach unten kam, war Émilie nicht mehr da.

Am folgenden Mittwoch kam sie nicht mehr wegen ihrer Spritze. In den Wochen danach auch nicht.

»Sie haben sie sicher im Krankenhaus behalten«, mutmaßte Germaine.

Als Émilie auch in den nächsten Wochen kein Lebenszeichen mehr von sich gab, verlor ich die Hoffnung, sie jemals wiederzusehen.

Später dann begegnete mir Isabelle, die Nichte von Pépé Rucillio, dem reichsten Mann von Río. Isabelle war ein hübsches Ding mit großen violettblauen Augen und langen glatten Haaren, die ihr bis zum Po reichten. Aber mein Gott, wie affektiert sie doch war! Sie blickte auf alle von oben herab. Nur wenn ihr Blick den meinen traf, wurde sie ganz klein, und wehe der Un-

vorsichtigen, die es wagte, mir zu nahe zu kommen. Isabelle wollte mich nur für sich allein. Ihre Eltern, hartgesottene Weinhändler, arbeiteten für P  p  , der gewissermaßen der Patriarch der Familie war. Sie wohnten in einer geräumigen Villa in der Nähe des israelitischen Friedhofs, in einer Straße, wo die Hausfassaden hinter üppigen Kaskaden von Bougainvilleen verschwanden.

Isabelle hatte, abgesehen vielleicht von einer ausgeprägten Vorliebe für Ordnung und Disziplin, kaum etwas von ihrer Mutter geerbt, einer schwierigen Französin, die angeblich einer verarmten Familie entstammte und keine Gelegenheit ungenutzt ließ, ihren Verleumdern das L  stermaul unter Hinweis auf ihr blaues Blut zu stopfen. Nein, Isabelle war ganz und gar das Ebenbild ihres Vaters, eines Katalanen mit mattem, fast braunem Teint. Sie hatte sein Gesicht mit den hervorstehenden Wangenknochen, denselben schmalen Mund und denselben stechenden Blick. Sie war erst dreizehn, doch sie trug die Nase hoch und wusste genau, was sie wollte und wie sie es bekam.   ber ihren Umgang wachte sie ebenso kritisch wie über das Bild, das sie abgeben wollte. Sie sei in ihrem früheren Leben Burgfr  ulein gewesen, vertraute sie mir an.

Sie war es auch, die mich eines Tages auf dem Platz – es wurde das Kirchweihfest begangen – ausfindig gemacht hatte. Sie war auf mich zugekommen und hatte mich gefragt: »Sind *Sie* Jonas?« Sie siezte alle Welt, groß und klein, und legte Wert darauf, genauso behandelt zu werden. Ohne eine Antwort abzuwarten, hatte sie anschließend verfügt: »Am Donnerstag habe ich Geburtstag. Sie sind herzlich eingeladen.« Schwer zu sagen, ob das nun eine Bitte oder ein Befehl war. Als ich mich am bewussten Donnerstag im allgemeinen Trubel ein wenig verloren fühlte, denn der Patio wimmelte nur so von Cousins und Cousinen, packte Isabelle mich am Ellenbogen und stellte mich ihrer Sippe vor: »Das ist mein Lieblingskamerad!«

Meinen ersten Kuss verdanke ich ihr. Es war bei ihr zu Hause im Wohnzimmer, in der Tiefe eines Alkovens zwischen zwei

Fenstertüren. Isabelle spielte mit durchgedrücktem Kreuz und erhobenem Kinn Klavier. Ich saß neben ihr auf der Bank und betrachtete ihre schmalen Finger, die wie Irrlichter über die Tasten huschten. Sie hatte wirklich Talent. Plötzlich unterbrach sie sich und klappte mit äußerster Behutsamkeit den Deckel zu. Nach kurzem Zögern oder besser gesagt kurzer Meditation drehte sie sich zu mir um, nahm mein Gesicht in beide Hände, legte ihre Lippen auf meine und schloss wissend die Augen.

Der Kuss kam mir wie eine halbe Ewigkeit vor.

Irgendwann schlug Isabelle die Augen wieder auf und wich leicht zurück.

»Und? Haben Sie etwas gespürt, Monsieur Jonas?«

»Nein«, erwiderte ich wahrheitsgemäß.

»Ich auch nicht. Seltsam, im Kino kam es mir immer so großartig vor ... Ich schätze, wir müssen abwarten, bis wir erwachsen sind, um die Dinge wirklich zu spüren.«

Dann sah sie mir tief in die Augen und verkündete:

»Egal! Dann warten wir eben so lange, wie es nötig ist.«

Isabelle besaß die Geduld derer, die überzeugt sind, dass die Zukunft ihnen gehört. Sie erklärte mir, ich sei der schönste Junge auf Erden und in meinem früheren Leben ganz sicher ein Märchenprinz gewesen, und sie habe mich zu ihrem Verlobten erwählt, weil ich ihrer ganz sicher *würdig war*.

Wir haben uns nie wieder geküsst, aber fast täglich getroffen, um fernab des bösen Blicks die phantastischsten Pläne zu schmieden.